

Vergleichende Studie ueber die Sprachen der Schweiz

Autor(en): **Planta, J.M. v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **15 (1947-1948)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VERGLEICHENDE STUDIE UEBER DIE SPRACHEN DER SCHWEIZ

Dem Andenken an meinen
Onkel Dr. Robert v. Planta

VON J. M. v. PLANTA

I.

Gern reden wir Schweizer vom guten Einvernehmen und der weitgehend *gemeinsamen geistigen Einstellung*, die uns trotz der Zugehörigkeit zu verschiedenen Sprachgebieten miteinander verbindet, und sehen es mit Wohlgefallen, wenn man auch im Ausland die kleine Schweiz als nachahmenswertes Beispiel der Völkerverbrüderung hinstellt.

Andererseits schreiben maßgebende Vertreter der heutigen linguistischen Wissenschaft der *Muttersprache*, in welche ein jeder hineingeboren wird, eine erzieherische Rolle zu, welche den Auffassungen des in ihr aufgewachsenen und in ihr denkenden Menschen den Weg weist. Mit dem Erlernen der Muttersprache wird der einzelne Mensch in diejenige Denkwelt eingegliedert, welche dem Wesen seiner Sprache entspricht und eine *schicksalhafte Macht auf seinen Geist* auszuüben scheint (vgl. L. Weisgerber, «Muttersprache und Geistesbildung», S. 164), so daß die Sprache ihm nicht bloß Werkzeug ist, sondern «geradezu sein Denken mitbestimmt» (E. Dieth, «Die kulturpolitische Bedeutung der schweizerischen Mundarten», S. 7). Diese Vorherbestimmung der Bahnen, die dem Geist eines jeden, der in Wörtern denkt, zur Verfügung stehen, weist einen eigentlich zwingenden Charakter auf; denn «die betreffende Sprache mit der ganzen in ihr präformierten Denkart» ergreift Besitz vom jungen Menschen. «Er ist von ihr in seinem Denken durchformt; sie ist über sein Denken mächtig geworden. Wir sprechen von ‚eine Sprache beherrschen‘, aber in Wirklichkeit ist man von ihr beherrscht» (Walther von Wartburg, «Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft», S. 185).

Einerseits patriotische Betonung der geistigen Einigkeit trotz sprachlicher Verschiedenheit, andererseits wissenschaftliche Feststellung auseinanderweichender «Auffassungen der Wirklichkeit», wie sich T. Segerstedt («Die Macht des Wortes», S. 125) ausdrückt, je nach der Sprachzugehörigkeit. Wie steht es um diesen *Widerspruch*, und welches ist das jeder unserer Sprachen eigene Charaktermerkmal?

Vom schweizerischen Standpunkt aus haben wir allen Anlaß, solchen Fragen auf den Grund zu gehen und die Bedeutung unserer verschiedenen Sprachen, sowie ihre gegenseitige Einstellung, miteinander zu vergleichen.

Die sprachliche Mannigfaltigkeit der Schweiz liegt nicht nur in unserer Zugehörigkeit zu verschiedenen großen Kultursprachen, sondern in noch größerem Maße in der *Verschiedenheit der sprachlich eingeschlagenen Richtungen und der erreichten Entwicklungsstufen*, sowie in der Verschiedenheit ihrer geistesgeschichtlichen Grundlagen.

Das *Rätoromanische* trägt die Merkmale einer noch *frischen Schriftsprache*. Nach selbstverfertigten Regeln wurde vor etwas über vier Jahrhunderten das Alphabet der andern im Lande bekannten Sprachen allgemein zum Ausdruck der eigenen Laute herangezogen. So gut es ging, schrieb man in jeder Talschaft seine Sprache wie man sie sprach, und hält daran noch heute fest, selbst wenn derselbe Laut im Bündner Oberland anders als im Engadin geschrieben wird (ch und tg; siehe *R. P.*, «Sprachen und Mundarten», S. 36). Keine dieser beiden großen Talschaften hat sich der andern aufgedrängt. Keines der geschriebenen Idiome, von welchen das Ladin durch die Reformationsbewegung, das Surselvische durch die Gegenreformation als Schriftsprache verbreitet wurde (Näheres siehe *op. cit.*, S. 37), hat den Anspruch erhoben, allein als solche zu gelten.

Nicht so einfach hat es der heutige *Deutschschweizer*. Er spricht die seiner Heimat *eigene Mundart*, schreibt aber eine *ausländische Schriftsprache*. Zur Zeit, wo Zwinglis schweizerdeutsche Bibelübersetzung hätte als Grundlage einer einheitlichen schweizerdeutschen Schriftsprache dienen können, gelangte das ausländische Hochdeutsch zu allgemeinem Ansehen und waren die Basler Buchdrucker auch schon auf ausländische Abnehmer angewiesen, so daß «die Drucksprache um 1600 bereits den Anschluß ans Neuhochdeutsche vollzogen hatte» (*J. Zollinger*, «Der Uebergang Zürichs zur neuhochdeutschen Schriftsprache», S. 23). Deshalb ist heute jeder Deutschschweizer, sobald er Lesen und Schreiben lernt, zweisprachig.

Noch verwickelter sind die Dinge in den Talschaften *italienischer Zunge*, wo wir nicht zwei, sondern *drei Sprachformen* übereinander haben, nämlich die Kategorie der lokalen Mundarten, dann die lombardische Gemeinsprache, das dem mündlichen Verkehr von einer Talschaft zur andern dienende, aus dem Stadtmailändischen hervorgegangene *lombardo illustre*, das in den Städten gesprochen wird, und drittens die italienische Schriftsprache. Somit ist der heutige Tessiner schon im bloßen Rahmen des Italienischen häufig dreisprachig (*O. Keller*, «Das Sprachleben im Tessin», S. 336).

In der *französischen* Schweiz ist die Entwicklung so weit gediehen, daß die Patois, außer in den abgelegenen Bergtälern des Wallis und im Jura, aussterben. Mit diesen Ausnahmen, welchen immer mehr nur der Raritätenwert zukommt, *spricht jedermann die Schriftsprache*. «Da haben wir schon einen sprachlichen Exklusivismus wie er in Deutschland oder Italien nie geherrscht hat» (*L. Gauchat*, «Schweizer-Französisch», S. 5).

Die Entwicklungstendenz in unserem Welschland ist genau dieselbe wie in Frankreich, obschon «eine tausendjährige Geschichte uns von Frankreich trennt» (*Gauchat*, op. cit., S. 6). Sobald man sich von der lateinischen Schriftsprache losgelöst hatte, war hier gleich das Pariser Französisch an seine Stelle getreten (*Gauchat*, «Sprachen und Mundarten», S. 23). Auch sind die Schriften Calvins ursprünglich mehr für seine französische Heimat als für Genf bestimmt gewesen. Heute muß der welsche Jüngling, um hochzukommen, den *accent provincial* loswerden. Er kehrt deshalb nicht nur dem Patois seiner Großeltern, sondern auch der noch recht ländlich anmutenden Aussprache seiner Eltern möglichst den Rücken. Er hat das Gefühl, sich dadurch vom hemmenden bäuerlichen Erdgeruch der Scholle zu befreien und dem *gepriesenen esprit latin*, der gediegenen «*clarté d'esprit*» und der « *finesse d'esprit de la race*» näherzukommen. «Ce sont des qualités de quoi nous participons tout de même, nous autres, pauvres Romands», sagt *Gonzague de Reynold*, «mais que nous avons plus de difficulté à préserver que les Français de France («*Sur le bilinguisme*», S. 106). Dabei kümmert sich der Welsche nicht darum, daß die nun seit elf Jahrhunderten sich selbständig entwickelnde französische Sprache ursprünglich aus einer Ansteckung des gallo-romanischen Vugärlateins mit fränkischen, also germanischen Elementen entstanden und «zur unromanischsten aller romanischen Sprachen geworden ist» (*v. Wartburg*, «Einführung», S. 179). Die verschmähten Patois sind weit reineres romanisches Sprachgut. Trotzdem verteidigt der Welsche das hochwertige Erbgut seiner Latinität durch die Uebernahme des erfolgreichsten Idioms des gallischen Raumes, und er erblickt hierin ein Merkmal von sprachlichem Idealismus.

Man kann in solcher Beziehung auch eine ganz andere Auffassung haben. So *O. Keller*, wenn er in bezug auf den *Tessin* feststellt, daß die *Behauptung der Dialekte* einen gesunden Sprachgeist zeige («*Sprachleben im Tessin*», S. 347).

In wahrlich einzigartiger Weise haben aber die *Rätoromanen* ähnlich lautende, italienischerseits erfolgte Zumutungen auf Beschützung ihrer Latinität durch Anlehnung an eine ausländische Schriftsprache stolz von sich gewiesen. Es sind jetzt schon dreißig Jahre verstrichen, seit in der «*Neuen Zürcher Zeitung*» ein Aufsatz

«Rätoromanisch und Italienisch» erschien, der nicht nur die sprachlichen, sondern auch die geistigen Grundlagen der Entwicklung der bündnerischen Sprachverhältnisse klarstellte: der Rätoromane empfinde gar kein Bedürfnis, vom italienischen Sprachkreis gegen den germanischen Einfluß in Schutz genommen zu werden; denn nicht nur ist «eine oft *leidenschaftliche Liebe zur altehrwürdigen Landessprache* und ein ausgeprägter Stolz auf sie geradezu charakteristisch für einen großen Teil unserer Romanschen», sondern auch «die Deutschbündner betrachten diese Gefühle mit freundschaftlicher Sympathie» (*Robert v. Planta*, «Rätoromanisch und Italienisch», S. 13), so daß von einer eigentlichen «Symbiose des rätoromanischen und deutschen Elementes» gesprochen werden kann (*loco cit.*, S. 10), wobei das Deutsche für den Romanen vorzugsweise die Sprache ist, «in der er mit der Welt verkehrt, durch die er mit der modernen Kultur in Verbindung steht» (*Albert Bachmann*, «Sprachen und Mundarten», S. 9).

Bei der Betrachtung der von seiten des mehrheitlichen Sprachelementes geübten *Toleranz* treffen wir auf den Charakter der Ueberlegenheit des *Schweizerdeutschen*. Zahlenmäßig und durch die Unternehmungslust der Deutschschweizer im Vorteil, kann es den andern gegenüber großmütig sein und ist es auch, ohne selbst ernsthafte Einbußen befürchten zu müssen.

Wir sehen also bei diesem vorläufigen Ueberblick über unsere vier Sprachgebiete, daß der Welsche sich bemüht, zu sprechen wie er schreibt, während Deutschschweizer und Tessiner die Heimatsprache sprechen, jedoch eine ausländische Literatursprache schreiben, und nur der Rätoromane übrigbleibt, der schreibt wie er spricht. Es kann als erlaubt gelten, im ersten Fall fast ein Endstadium, im zweiten und dritten einen mittleren Zustand und im vierten einen Anfangszustand zu erblicken, ohne jedoch mit dieser sprachwissenschaftlichen Beurteilung auch nur im geringsten über die kommende Entwicklung etwas vermuten und voraussagen zu wollen, oder uns gar über den Wert eines jeden dieser Zustände auszusprechen. Davon wird im zweiten Teil die Rede sein.

Vorerst sei festgehalten: *die sprachlichen Verhältnisse sind wirklich grundverschieden.*

Da wir uns trotz aller dieser Unterschiede recht gut miteinander vertragen, können wir es uns gut leisten, in der *Schweizergeschichte* der Wahrheit über das Zusammenleben unserer verschiedenen Sprachen nachzugehen. Dabei findet man, daß die meisten *welschen Lande*, zu welchen wir hier auch die italienisch sprechenden Landesteile rechnen, von den Deutschschweizern *erobert* und zu Untertanenlanden gemacht worden waren. An dieser Tatsache vermag die Feststellung,

daß in den Städtkantonen auch das deutschschweizerische «Land» Untertanenland war, nichts zu ändern.

Es hat sich da auf Schweizerboden etwas abgespielt, das nur einen geringen Bruchteil dessen darstellt, was in Europa auf der ganzen Linie von Britannien bis in die Nähe von Dalmatien seit dem Ausgang des Altertums mit wechselndem Geschick stattfindet: die *Durchdringung und Besitzergreifung südwestlicher, romanisierter Länder durch aus Nordosten kommende germanische Völkerschaften*.

Dieser Vorgang trifft übrigens nicht nur für die Vergangenheit zu, sondern auch für die *heutige Gegenwart*, wo sich längs der deutsch-französischen Sprachgrenze auf welscher Seite eine Zone hinzieht, deren Dörfer und Gehöfte ein starkes Eindringen alemannischer Minderheiten aufweisen, wogegen auf der andern Seite von keiner allgemeinen französischen Infiltration, sondern nur von einer Einwanderung des Französischen in gewisse Industriezentren wie Biel und Grenchen die Rede sein kann. Diese französische Bewegung weist einen städtischen Charakter auf und nimmt nicht von der Scholle Besitz, wie es für das *alemannische Eindringen* im Welschland bezeichnend ist. Letzteres Einwandern ist übrigens meist gar nicht von einer entsprechenden Verschiebung der Sprachgrenze begleitet. In dieser Tatsache erblickt der Deutschsprachige ein Merkmal seiner größeren Anpassungsfähigkeit, indem er sagt: «der Germane ist fremdem Wesen offener als der Romane und enteignet sich in fremder Umgebung leichter seiner sprachlichen Eigenart» (*Heinrich Morf*, «Deutsche und Romanen in der Schweiz», S. 8). Der Franzose aber sieht hierin nicht die geistige Offenheit des andern, sondern die Ueberlegenheit seiner eigenen Kultur. «La frontière ne se déplace plus, car un nouvel élément, d'ordre intellectuel, est désormais assez fort pour contrebalancer la supériorité ethnique: c'est le sentiment de l'infériorité du dialecte germanique par rapport au français, et de la supériorité de la culture française» (*Albert Dauzat*, «La géographie linguistique», S. 188—189). Nach demselben Autor bildet die Schweiz eine Art Zwischenstation einer ganz allgemeinen, allmählich sich abrollenden *friedlichen Wanderung*: der Welschschweizer fühlt sich nach Frankreich angezogen. Er wird durch den Deutschschweizer ersetzt, der im Welschland die französische Sprache annimmt. Und die Lücken, welche letzterer in der deutschen Schweiz gelassen hat, werden durch Reichsdeutsche ausgefüllt, welche diesseits des Rheins zu Deutschschweizern werden (*loco cit.*, S. 188).

Es erhellt hieraus, daß man *von der Beständigkeit der Sprachgrenze nicht auf Beständigkeit der ethnischen Zusammensetzung schließen darf*. Die hier erwähnte Bevölkerungsbewegung entspricht übrigens der weltgeschichtlich belegten Tatsache, daß ost-westliche Wan-

derungen ein allgemeineres Ausmaß annehmen und besser gelingen als west-östliche. Ähnlich stellt *Rivarol* in sprachlicher Hinsicht fest, die natürliche Bewegung laufe vom Norden nach dem Süden; hingegen könne man meridionalen Völkern nicht zumuten, wieder zu nördlichen Sprachen zurückzukehren («Discours sur l'Universalité de la Langue française», S. 46).

Solche Feststellungen müssen uns dazu führen, einen tieferen Blick auf die *ethnischen Grundlagen* überhaupt zu werfen. Nach dem *ligurischen* und dem *keltischen* Substrat, das jedesmal die ganze Fläche unseres Landes überzogen zu haben scheint, stellt auch die 15 vor Christus erfolgte, gleichzeitige Unterwerfung durch die Römer und die während der halbttausendjährigen, gemeinsamen Römerherrschaft eingetretene *Romanisierung* wieder einen gewichtigen Faktor *einheitlichen Schicksals* dar. Zur selben Zeit ist in der damals rätischen Osthälfte der heutigen Schweiz die *räto-romanische* und in der keltischen Westhälfte die *gallo-romanische* Sprache entstanden. Ebenso bedeutsam ist es, daß die gesamte, damals romanisierte Schweiz, mit samt dem Räto-romanischen und dem *Gallo-italischen*, von welchem das heute noch von Ossola bis an die obere Adda reichende Alpinlombardisch mit den gegenwärtig bedrängten Dialekten des Sopraceneri herrührt, ganz im Bereich der gallischen Phonetik mit ihren ü- und ö-Lauten liegt (siehe zum Beispiel *G. Bertoni*, «Profilo linguistico d'Italia», S. 47—50). Das Lombardische, also die Umgangssprache der ehemaligen Gallia cisalpina, ist in solcher Beziehung auch heute noch näher beim Französischen und dem Romanischen als beim Italienischen (vgl. *C. Salvioni*, «Sprachen und Mundarten», S. 30), und das Rätoromanische mit seiner Mehrzahl auf -s gehört erst recht dem westlichen Teil der romanischen Sprachen an. Der *westlich orientierte Ursprung des Rätoromanischen* tritt übrigens nicht nur in seinen Lauten und Formen, sondern ebenfalls im Wortschatz zutage (vgl. *Ant. Velleman*, «Grammatica ladina d'Engiadin'Ota», Bd. 2, S. 671—677), sowie besonders auch in seinen Redewendungen.

Die seit 454 und bis ins 7. Jahrhundert wie ein Keil vom Norden bis ins Herz der Alpen vorgedrungenen *Alemannen* haben das Rätoromanische vom Gallo-romanischen abgespalten. Von da an sind die Vorgänge an der westlichen und der östlichen Sprachgrenze zu betrachten.

Im *Westen* findet man prinzipiell überall dieselbe ethnische Grundlage: in romanisierte Keltengegenden eingedrungene und mit deren Bewohnern vermischte germanische Stämme. Nur war bei der Einwanderung der *Burgunden* in die Westschweiz (443) das Ansehen der römischen Kultur noch stark genug, um sie zu assimilieren, beim Eindringen der Alemannen in die Mittelschweiz hingegen nicht mehr.

J. U. Hubschmied drückt sich zu dieser *Vermischung von Kelten, Romanen und Germanen* folgendermaßen aus: «Heute läßt sich eine ziemlich scharfe Grenze ziehen zwischen dem Gebiet der Schweiz, in dem man deutsch, und dem Gebiet, in dem man eine romanische Sprache spricht. Diese Grenze hat sich erst im Laufe der Zeit ausgebildet. In den ersten Jahrhunderten nach dem Einbruch der Burgunden, Alemannen, Langobarden lebten in der heute romanischen Schweiz Germanen inmitten von Romanen und von Galliern, in der heute deutschen Schweiz Romanen und Gallier inmitten von Alemannen, im Westen auch von Burgunden. Ein großer Teil der Bevölkerung wird, wie heute im Balkan oder im Kanton Graubünden, zwei oder drei Sprachen gesprochen haben» («Sprachliche Zeugen für das späte Aussterben des Gallischen», S. 49). Also Durchsetzung der welschen Schweiz mit ursprünglichen Germanen und der alemannischen Schweiz mit romanisierten Kelten.

Andererseits bedeutet das allmähliche, mehr als ein Jahrtausend überspannende *Zurückweichen der östlichen Sprachgrenze* von ihrer einstmaligen Linie Gotthard—Rheinfall ostwärts und südwärts, mit der um 1500 erfolgten Germanisierung Churs, keineswegs eine entsprechende Siedlungsbewegung (vgl. *C. Pult*, «Ueber die sprachlichen Verhältnisse der Raetia prima im Mittelalter»). Auch hat das Vordringen dieser Germanisierung in Graubünden dort zwischen germanisierten und romanisch bleibenden Talschaften «die alten Bande der Bluts- und kulturellen Gemeinschaft in keiner Weise zu lockern vermocht» (*R. v. Planta*, «Rätoromanisch und Italienisch», S. 10). So zeigen uns die Vorgänge an der östlichen Sprachgrenze, daß man eine *erstaunliche Beständigkeit der ethnischen Verhältnisse bei sich leicht verschiebenden Sprachverhältnissen* feststellen kann.

Halten wir also zum zweiten fest: *unsere ethnischen Verhältnisse sind im Gegensatz zu den sprachlichen weitgehend übereinstimmend.*

Wollte man die Entwicklungen noch näher betrachten, so könnte es auch nicht mehr erstaunen, daß die vier verschiedenen schweizerischen Sprachgebiete, namentlich in den durch den Verkehr weniger berührten Alpentälern, manche *gemeinsame Charakterzüge* aufweisen. In den Alpentälern haben von jeher alte, bedrängte Bevölkerungen sich festgeklammert und schichtenweise miteinander verschmolzen zu einem Typ von Bergbauern, welchen die von *O. Keller* im «Sprachleben des Tessin» hervorgehobene, sogenannte *Gotthardkultur* eigen war und es noch ist, und deren Berglerdialekte, ob sie dann dem deutschen, französischen oder italienischen Sprachgebiet angehören, tatsächlich manche übereinstimmende Eigenschaften besitzen. So ist beispielsweise in bezug auf Ausdrücke der Alpwirtschaft festgestellt

worden, daß gleiche keltische Bezeichnungen vom Berner Oberland bis in die italienische Leventina und von romanisch Bünden bis ins französische Wallis verzeichnet werden, daß also sprachliche Elemente der vorrömischen Bergbauern in alle vier Sprachen, welche sich später das Land teilten, übergegangen sind (vgl. loco cit., S. 326, und *J. U. Hubschmied*, op. cit.).

Bei dieser *Verwandtschaft* der verschiedensprachigen Teile der Schweiz handelt es sich übrigens nicht nur um Einzelheiten gemeinsamer Abstammung. Es handelt sich auch nicht nur um die Uebernahme welscher Wörter im Bernbiet und schweizerdeutscher Wörter im Jurassischen und Surselvischen, noch um die etwas schweizerdeutsch anmutende Aussprache des Französischen im Welschland und um die etwa von Thusis über Maienfeld und bis in den Thurgau festgestellte, je nach dem örtlichen und zeitlichen Abstand schön abgestufte, romanische Aussprache des Schweizerdeutschen, sondern überhaupt um die Auffassung der Art und Weise, wie man sich ausdrückt. Man «könnte Dutzende von Parallelen anführen, wo die deutschen Kantone in den welschen ihre Ausdrucksweise wiederfinden» (*Gauchat*, «Schweizer-Französisch», S. 4).

So können wir zum dritten festhalten: *unsere bodenständigen Landessprachen stehen sich doch näher, als es den Anschein hat.*

Liegt nun für ein Volk das Entscheidende in der *Herkunft des Blutes* oder in der *Zugehörigkeit zu einer Sprache*, das heißt nach allgemeinen Begriffen zu einer Schriftsprache? Unsere angelernten Schriftsprachen stammen aus Thüringen und Sachsen, aus der Ile-de-France und aus der Toscana. Ihr erfolgreiches Eindringen bei uns ist erst eine Erscheinung der allerletzten Jahrhunderte, und die heute übliche Einteilung des Landes nach aus der Schule stammenden Literatursprachen hat sich erst vor kurzem herausgebildet. Es ist ja bekannt, daß die Forschungen über die Sprachverhältnisse der Vergangenheit deshalb so schwierig sind, weil man ihnen keinerlei Bedeutung beimaß und folglich fast nichts über sie aufgezeichnet hat. Das Hochdeutsche hat in der deutschen Schweiz allgemeine Bedeutung als Schriftsprache erst erlangt, als mit dem ancien régime auch die bis nach Graubünden verbreitete Mode des Französisch-Schreibens unterging. Das moderne Französisch seinerseits ist erst seit der Französischen Revolution von einer Sprache des Hofes, der Hauptstadt, der Vornehmen und der Gebildeten zu einer Sprache der Nation geworden, welcher die Patois auch bei uns in beschleunigter Weise weichen müssen. Und das Italienische hat die Po-Ebene, deren Lokaldialekte dem Provenzalischen näherstanden, erst nach längerem Kampf gegen das Französische überwältigt und konnte erst darauf

an den Fuß der Alpen vordringen. Auch heute ist die Bedeutung der Schriftsprachen im umgekehrten Verhältnis zu derjenigen der Mundarten mehr oder weniger beschränkt. «Das einfache Gespräch ist schließlich doch die wichtigste Äußerung der Sprache», sagt *Gauchat* («Schweizer-Französisch», S. 3). Die Mundarten sind es, welche die «eigentlichen Muttersprachen» darstellen (*Dieth*, op. cit., S. 3). Und *in ihnen gleichen wir uns weit mehr als in den Schriftsprachen*.

Auf die erste der beiden eingangs gestellten Fragen kann man also antworten, daß die Abstammung die erblichen Eigenschaften bestimmt, während die Mundart für die ersten Grundlagen der durch die Umwelt beeinflussbaren Sinnesart, und die Schriftsprache für die weitere erworbene Anschauungsweise mitbestimmend ist.

Von der andern Frage, nämlich derjenigen von den Charaktereigenschaften einer jeden unserer Sprachen, soll im zweiten Teil die Rede sein.

II.

Der Naturwissenschaftler hat seine Erblchkeitslehre, der Philosoph seinen *libre arbitre*. Zu ihnen tritt die moderne Sprachwissenschaft und sagt: wer in der deutschen Sprache aufwächst, steht unter dem Einfluß ihres dynamischen und etwas mystischen Charakters; die französische Sprache vermittelt von Kind auf eine die Seele weniger tief aufwühlende, dafür aber die Vernunft befriedigende Denkweise, während das Italienische die Freude am Klang verleiht und zur Erkenntnis des Schönen führt.

Dieser mit den *auseinanderweichenden Eigenschaften* der verschiedenen Sprachen zusammenhängende Unterschied zwischen den bei den entsprechenden Völkern herrschenden Auffassungen tritt gerade bei der Beurteilung der Sprachen selbst besonders schön zutage. Es gibt in der Sprachwissenschaft grundlegende Fragen, in welchen die deutsch, die französisch, italienisch oder englisch sprechenden Gelehrten zu wesentlich verschiedenen Ergebnissen gelangen. Sehen wir näher hin.

Das *Französische* «hat seinen Wortschatz durch Beschränkung der Auswahlmöglichkeit vereinheitlicht, gestrafft, entfärbt, intellektualisiert», sagt der deutschschweizerische Romanist *v. Wartburg* («Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft», S. 178). Demgegenüber erscheint dem Welschen das *Deutsche* «moins évolué que le français» (*Ch. Bailly*, «Linguistique générale et linguistique française», S. 209). Es ist bekannt, daß das deutsche Wort gern beschreibend ist. Es hat den Vorteil der Anschaulichkeit; aber der Welsche erblickt gerade in der das Wort vom Ding loslösenden Unterdrückung des anschaulichen Elementes eine fortschrittliche Erhöhung

der intellektuellen Sachlichkeit (loco cit., S. 196 und 363—365). Umgekehrt hält der Deutschsprachige dafür, daß «tiefer empfindende, nach einheitlicher Umfassung der Welt der Wirklichkeit und der Welt des Denkens strebende Gemüter immer wieder an einer Brücke zwischen dem Ding und dem Wort bauen» (*Albert Debrunner*, «Lautsymbolik», S. 326).

Die deutsche Sprache ist *vielgestaltig* und betrachtet das als einen Reichtum. Der Welsche meint dazu: «Beaucoup s'en félicitent; en réalité c'est une entrave» (*Bailly*, «Le langage et la vie», S. 68). «Elle est trop verbeuse», erklärt *Rivarol* («Discours sur l'Universalité de la Langue française», S. 44). Das vielgestaltige Deutsche kommt dem Franzosen, dessen Sprache weitgehend *vereinheitlicht* ist, kompliziert vor. Er stößt sich am umständlichen Satzbau der deutschen Sprache wie an ihren zusammengesetzten Wörtern, von welchen er sagt: «L'allemand en forme avec une facilité où nous voyons le signe d'une certaine pauvreté» (*G. de Reynold*, «Sur le bilinguisme», S. 106).

Ein weiter Unterschied liegt darin, daß im Deutschen nicht das sogenannte Hauptwort, sondern im Gegensatz zum Französischen das Zeitwort die eigentliche Hauptrolle spielt. Daraus erhellt der «besoin de l'esprit allemand de marquer le déroulement des actions. La différence avec le français est ici frappante» (*Bailly*, op. cit., S. 99). Man braucht ja nur den einzigen Vers «Sah ein Knab ein Röslein stehn» ins Französische übersetzen zu wollen. Mit dem letzten Wort, dem Zeitwort «stehn», das die Darstellung so lebendig erscheinen läßt, ist im Französischen überhaupt nichts zu machen. Es gibt dort kein entsprechendes Wort, so daß nichts anderes übrigbleibt, als es wegzulassen, wenn man nicht mit einer schwerfälligen Umschreibung alles verderben will.

Empfindet der Franzose die sprachliche *Freiheit* des Deutschen nicht als einen Reichtum spendenden Faktor, sondern als Zügellosigkeit, so empfindet umgekehrt der Deutsche die *Gebundenheit* des Französischen an die *tournure consacrée* nicht als einen Faktor raffinierter Eleganz und Klarheit, sondern als fast unerträgliche Beschränkung der freien Gemütsäußerung. «Immer muß man sich bemühen, das ‚mot juste‘ oder die ‚phrase admise‘ zu finden, wenn man sich dem Sprachgeist anpassen will» (*Wilhelm Röpke*, «Die Kunst des Uebersetzens», S. 609). «Der Franzose liebt nicht die Originalität der Tropen und Metaphoren und empfindet daher den Deutschen, der hierin große Freiheit hat, leicht als barbarisch und barock» (ibidem).

Das war nicht immer so. Das Altfranzösische war eine sehr bunte Sprache. Das Provenzalische und das Rätoromanische haben an dieser schillernden Farbenfrohhheit festgehalten und schöpfen daraus den ihnen eigenen Reiz. Die beschränkende *Disziplin des Neuf Französischen*

hat sich erst im 17. Jahrhundert herausgebildet. Auch in Deutschland hat Gottsched eine ähnliche Vereinheitlichung und beschränkende Straffung der Sprache angestrebt, ist jedoch lange nicht auf der ganzen Linie durchgedrungen, obschon heute zum Beispiel ein Sprachstil wie derjenige von Herder, welcher stets Mühe zu haben scheint, den Schwall von Ideen und Wörtern in klar geregelte Sätze zu kanalisieren, wohl nicht mehr vorkommt.

Vom Franzosen wird die Wandlung seiner Sprache als Inbegriff des *Fortschrittes* aufgefaßt, und seine zerlegende Methode als Ausdruck vernunftmäßiger Durchleuchtung der Gedanken. Deshalb betrachtet er sie geradezu als «critère du progrès linguistique dans le sens de la clarté» (*Bailly*, op. cit., S. 59). Es ist eine Tatsache, daß sich die indogermanischen Sprachen im allgemeinen, wenn auch mit verschiedener Geschwindigkeit, doch *vom Komplizierten zum Einfacheren und von der freien zur strafferen Satzgliederung* bewegen. Der sogenannte logische, und als solcher empfundene Satzbau des Französischen, der «ordre direct, est donc une tendance générale en indo-européen... si bien qu'on peut mesurer le degré d'archaïsme d'un idiome indo-européen à la résistance plus ou moins forte qu'il oppose à cette poussée» (*Bailly*, «Linguistique générale et linguistique française», S. 209). Während aber der Franzose diese Entwicklung begrüßt, neigen der Deutsche und der Italiener im Gegenteil dazu, die alten Sprachen als Ideal und die seitherige Entwicklung als *Abnutzung* zu betrachten.

Im Jahr 1774 hat bezeichnenderweise gerade *Herder* vom Französischen gesagt: «Gibt's eine gebildetere Sprache und Periodenform, das ist einen engeren Leisten der Gedanken, der Lebensart, des Genies und des Geschmacks als bei dem Volke . . .», was man heute etwa mit den Worten ausdrücken würde: Gibt's eine gezwängtere Sprache und Satzbildung, das heißt eine größere Beengtheit für die Gedanken, die Lebensart, den Genius und den Geschmack . . . («Auch eine Philosophie der Geschichte», 2. Abschnitt); doch kaum zehn Jahre darauf hat *Rivarol* in seiner durch die Akademie von Berlin preisgekrönten Eingabe (op. cit., S. 88—89) geantwortet: «Cet ordre si favorable, si nécessaire au raisonnement est presque toujours contraire aux sensations... C'est pourquoi ... l'inversion a prévalu sur la terre, parce que l'homme est plus impérieusement gouverné par la passion que par la raison.» Und in der Tat ist «deutsche Sinnesart . . . mehr die innere Empfindung zu individualisieren geneigt», wie *Wilhelm v. Humboldt* sagt («Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues», S. 226), welcher hierin allerdings mehr den *Vorzug* des Eindringens in die Tiefe als einen *Mangel* zu erblicken scheint. Das Werturteil des Franzosen ist ein ganz anderes: *Rivarol* hat beim

Vergleich der französischen mit den andern Sprachen hinzugefügt: «La nôtre règle et conduit la pensée; celles-là se précipitent et s'égarerent avec elle dans le labyrinthe des sensations...» (op. cit., S. 91).

Aus alledem ergibt sich, daß sich das Französische als eigentlichen Vorkämpfer der *indogermanischen Sendung* betrachtet, welche danach in der Verbreitung der Vernunft bestünde.

Die Charakterisierung der beiden Sprachen wäre unvollständig, würde man nicht auch das Ausmaß und die Art vom *Gebrauch ihres Sprachschatzes* in Betrachtung ziehen. *Heine*, diese mit einem französischen Geist gepaarte deutsche Seele, hat hierüber folgende Bemerkung gemacht: «Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Teil dieses Reichtums... Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten... Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz. Bei den Franzosen just das Gegenteil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern...» («Gedanken und Einfälle», Sämtliche Werke, 12. Band, S. 198). Auch hier tritt wieder die *soziale Berufung* der französischen Sprache hervor, im Unterschied zur deutschen, deren eigenste Leistung mehr im «*Seelengemälde*» liegt, dessen Schaffung *Schiller* in seiner Rezension «Ueber Matthisons Gedichte» bespricht (Sämtliche Werke, 4. Band, S. 785).

Infolge der dargestellten Entwicklung des Französischen zum leicht faßbaren, in der ungezwungenen Konversation voll zur Geltung kommenden, anmutigen Aufbau, und dank den «glücklichen Eigenschaften dieses Idioms, das von so einfachem und durchsichtigem Baue ist» (*Morf*, «Deutsche und Romanen in der Schweiz», S. 54), hat die *französische Sprache* eine *Beliebtheit* erlangt, welche begreiflich erscheinen muß; denn «in ihr summiert sich die Arbeit des regsamsten Großstadtvolkens der Welt und der erlauchtsten Geister einer feinen Kultur» (*Gauchat*, «Schweizer-Französisch», S. 4).

So faßt sich das aus den vornehmen Salons stammende moderne Französisch als eine höchste Blüte auf, die nur verdorben werden kann durch die Berührung mit anderen Sprachen, und nicht zuletzt auch durch diejenige mit den eigenen Patois, aus deren Mitte es dank der regelnden Tätigkeit der Schriftsteller und Gelehrten herausgehoben wurde; denn aus der ihm eigenen Auffassung heraus muß ihm auch das Verschwinden der Patois als ein Fortschritt erscheinen. «Au fur et à mesure que grandit la conscience sociale, les particularités sociales et dialectales disparaissent», sagt *Bailly* («Le langage et la vie», S. 67). Es liegt auf der Hand, daß die gemütsreicheren Wörter, die in den Mundarten so häufig zur Geltung kommen, näher beim

Kindergemüt liegen und dem Franzosen somit als von den fortschrittlichen Kulturstufen weiter entfernt gelten.

Das *Italienische* und das *Deutsche* haben von Dialektausdrücken, von morphologischen Varianten überhaupt und auch von Neubildungen gelegentlich eine wesentlich bessere Meinung. Sie bedürfen ihrer, wenn auch in verständlicher Weise beschränktem Maß, um *anschaulich* zu sein. Von dieser lebensreicheren Auffassung der Sprache kommt es auch, daß Außenstehende das Französische etwas anders beurteilen als der Franzose selbst. So wenn v. *Wartburg* sagt, die französische Sprache «saisit plutôt le dehors des choses, ce qu'elles présentent à la vue. Et par là elle correspond à l'esprit français... Elle est claire, mais elle ne pénètre pas, elle s'interdit d'arracher à la pénombre de l'intérieur des sensations qui ne correspondent pas à l'intellect humain» («Evolution et structure de la langue française», S. 22'9).

Wie grundverschieden erscheint das so viel buntere *Italienisch* mit seinen vielen musikalischen Varianten, deren offensichtliche Klang- und Farbenliebe allerdings weniger dem vernunftmäßigen *bon sens* der Franzosen entspricht, wohl aber das Künstlergemüt des Italieners auszeichnet. An malerischen und sprachmusikalischen Bildungen hat er seine helle Freude. Der Deutsche hört mit dem Gefühl, der Franzose mit dem Verstand, der Italiener mit dem Ohr. Wenn der Deutsche seiner Sprache lauscht, neigt er leicht zur Träumerei und mystischen Ergriffenheit; der Franzose wird durch die ihm eigene Sprache angeregt, sich geistreich zu zeigen, den Italiener aber stimmt die seine zum Singen. Der Buchtitel von Francesco Chiesa «Io e i miei» — sieben Vokale mit einem einzigen Konsonanten — wird fast mehr als Melodie empfunden, denn als Definition dessen, was er besagt.

Rückständigkeit oder Gewinn? Das Italienische «verfügt über ein viel reicheres Orchester» (v. *Wartburg*, «Einführung», S. 166) und erscheint «als eine Sprache, die alle ihr von ihrem Wesen und ihrer Entwicklungsgeschichte gewährten Freiheiten bis zum Rande ausnützt, um Mannigfaltigkeit, individuelle Gestaltung zu erreichen» (loco cit., S. 172). Individuelle Gestaltung aber ist das Prinzip jeder künstlerischen Schöpfung. Und in der Tat ist für den Italiener die Sprache nicht eine Sache der Vernunft, sondern eine wesentlich *künstlerische Angelegenheit*, weshalb *Benedetto Croce* schreibt: «L'uomo parla a ogni instante come il poeta, perchè come il poeta esprime le sue impressioni e i suoi sentimenti nella forma che si dice di conversazione o familiare, e che non è separata per nessun abisso dalle altre forme...» («Breviario di Estetica. Nuovi saggi di Estetica», S. 43). Deshalb spricht er auch von der «natura fantastica o metaforica che è quella del linguaggio, e del più stretto legame che

esso ha con la poesia che non con la logica» (loco cit., S. 42—43). Die Einstellung des Italieners ist also grundverschieden von derjenigen des Franzosen, welcher vom Italienischen sagt: «Son éclat est monotone; l'oreille se lasse de sa douceur... Chaque mot étant harmonieux en particulier, l'harmonie du tout ne vaut rien» (*Rivarol*, op. cit., S. 55).

«Der Rhythmus des italienischen Satzes ist nicht so gleichmäßigen Charakters wie der des französischen; ungestüm eilt er dahin, und in dieser Abwechslung und Ungebundenheit wird er zum *Ausdruck der Gemütslage* des Sprechenden, während der französische Rhythmus diese eher umschleiert» (v. *Wartburg*, «Einführung», S. 166). In dieser seiner Vorliebe fürs Musikalisch-Künstlerische muß der Italiener die vernunftmäßige französische Sprache als an bildnerischem Ausdruck arm empfinden. Sie erscheint ihm «ridotta in pelle e ossa, per troppa affezione all'esattezza matematica» (*Leopardi*, *Tutte le opere*, 1. Bd., S. 165), während ihm die vielgestaltige deutsche Sprache «infinitamente varia, immensa, fecondissima, liberissima, onnipotente, come la greca» vorkommt (*Leopardi*, «Operette morali d'Isocrate, Preambolo del volgarizzatore». *Tutte le opere*, 2. Bd., S. 124). Der Franzose aber antwortet unter anderem: «Ce n'est point comme on l'a dit, parce que les mots français ne sont pas sonores que la musique les repousse, c'est parce qu'ils offrent l'ordre et la suite, quand le chant demande le désordre et l'abandon» (*Rivarol*, op. cit., S. 92). Für ihn ist im Gegensatz zum Italiener und dem Deutschen das Ziel der Musik demjenigen der Sprache entgegengesetzt; denn «la musique doit laisser l'âme dans le vague» (ibidem), während seine Sprache Klarheit erheischt.

Die Sprache der Franzosen richtet sich mehr an den *Verstand*, worin sie ein Merkmal ihrer Ueberlegenheit erblicken. Diejenige der Deutschen wendet sich, ähnlich wie ihre Musik, verhältnismäßig mehr ans *seelische Unterbewußtsein*, wo sie die Grundlage zu jenen andernorts unverständlichen «Riesenleidenschaften» legt, von welchen *Heine* im dritten Buch seiner «romantischen Schule» redet. Die Deutschen empfinden diese Eigenschaft ihrer Sprache ebenfalls als eine Ueberlegenheit. Und die Sprache der Italiener wendet sich, ähnlich wie ihre Malkunst, mehr an den ihnen eigenen *Form- und Farbensinn*, worin auch sie ihre Ueberlegenheit erkennen. So bringen die verschiedenen Sprachen in des Menschen Innerstem nicht dieselben Saiten zum Schwingen, und deshalb ist es unvermeidlich, daß die Völker manchmal aneinander vorbeireden, ohne sich zu verstehen.

Es darf in dieser Beziehung hervorgehoben werden, daß der *Rätoromane* mehr als irgend jemand zugleich in einer romanischen Sprache und im deutschen Kulturkreis steht. Außerdem möchte man sagen, das

Rätoromanische vereinige in seinem Klang wesentliche Vorteile des Französischen mit denjenigen des Italienischen. Während das Surselvische der Oberländer mit seinem härteren Klang, auch dem Satzbau und manchen Redensarten, schon ans Schweizerdeutsche erinnert, besitzt das Ladin der Engadiner in einem meist einfachen, übersichtlichen Satze zugleich den vokalischen Reichtum des Italienischen, den es mit seinen häufigen Diphthongen noch erhöht, und den milden Klang des Französischen mit den Umlauten seiner gallo-romanischen Phonetik. So kommt es, daß jedermann, der sich mit dem Romanischen beschäftigt, es liebgewinnt. Und wenn die vierzigtausend Rätoromanen so an ihrer Sprache hängen, so ist das nicht Kirchturmpolitik oder Eigensinn, sondern ein berechtigtes Bewußtsein vom ästhetischen Wert und den literarischen Möglichkeiten ihres Idioms.

Bezeichnend ist beim Vergleich der verschiedenen Sprachen auch der Vergleich ihrer Eignung zu *Uebersetzungen*. Vom Französischen sagt *de Reynold*, es sei keine Uebersetzungssprache, es besitze «moins de souplesse que l'allemand à se modeler sur une langue étrangère (op. cit., S. 114). Für ihn rührt dieser Umstand vom «génie même de notre langue» her (ibidem), während ihn *Leopardi* als «incapacità» bezeichnet und die Ansicht äußert, die Franzosen müßten, wenn sie auf gute Uebersetzungen antiker Klassiker halten, vom Neufranzösischen absehen, weil es keine «vera differenza di stili» bietet, und Zuflucht nehmen zum «vecchio parlar francese, oggi dismesso e quasi morto, ma quanto a se bellissimo e potentissimo» («Operette d'Isocrate, Preambolo». Tutte le opere, 2. Bd., S. 124—125). In bezug auf die Eignung des Italienischen fügt er hinzu: «Certo, fuori della tedesca, niuna lingua moderna è più capace che la nostra di traduzioni perfette, o almeno eccellentissime, da qual si sia favella del mondo» (loco cit., S. 125).

In den Schwierigkeiten, welchen die französischen Uebersetzungen begegnen, sieht der Franzose keinen Nachteil, sondern im Gegenteil den Vorteil der seiner Sprache eigenen *Gedankendisziplin*. Die vernunftmäßige Durchleuchtung des Französischen läßt oft auch den übersetzten Gegenstand klarer hervortreten. «Quand cette langue traduit, elle explique véritablement un auteur» (*Rivarol*, op. cit., S. 99). Und tatsächlich bemerkt selbst *Goethe* zur Uebersetzung des «Faust», daß diese «in einem düstern Element empfangene Dichtung» sich in der französischen, «... dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer» ausnehme (*Goethe* über seinen «Faust», S. 37).

In ähnlichem Zusammenhang hat *W. Röpke* einige interessante Gedanken aufgezeichnet. Angesichts des «internationalen Charakters der sprachlichen Schluderei» zeigt er Verständnis für den Vorteil der

französischen Sprache mit ihrer «sonst oft beengenden Disziplin», dank welcher sie «sich am erfolgreichsten gegen diese internationale, weil der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung entsprechenden Entartung zu behaupten» vermag (op. cit., S. 612). Und obschon «der Franzose für die Präzision seiner Sprache den Preis einer größeren Beengtheit des Ausdrucks und der Wendungen zahlen muß», kommt er zum Ergebnis: «Wenn beide Völker ihre entgegengesetzten Untugenden des Sprachstils gegeneinander eintauschen und damit aufheben würden, so wäre das ein außerordentlicher Gewinn» (loco cit., S. 609). Die bei Uebersetzungen so oft auftretende *Gefahr der Ansteckung*, hier des französischen durch den deutschen und des deutschen durch den französischen Sprachstil, wird also geradezu zum *Wunsch* gestempelt, dessen Verwirklichung vielleicht dazu angetan wäre, die beiden Völker einander geistig näherzubringen.

Ansteckung und Bereicherung sind oft verschiedene Benennungen ein und desselben Vorganges. Damit sind wir beim Problem der Mehrsprachigkeit überhaupt angelangt, das heißt bei der Frage nach den *Folgen der Mehrsprachigkeit* zahlreicher Bewohner eines Landes.

Das Erlernen einer Sprache bedeutet Aneignen der ihr eigenen Begriffe. Aus dem Verstehen einer Sprache erwächst deshalb das Verständnis für die Begriffswelt und die Mentalität des Volkes, das sie spricht. Mit dem Verständnis für einen Charakter aber kommt leicht auch die Anpassung an denselben, ja dessen Aneignung. «Sprache und Charakter sind eins», schreibt *Hans Sommer* («Von Sprachwandel und Sprachpflege», S. 46). Wer mehrere Sprachen spricht, begreift verschiedene Temperamente, und «eine Sprache mehr ist ein inneres Guthaben mehr» (*Traugott Vogel*, «Vaterland und Muttersprache»).

Andererseits wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Mehrsprachigkeit *nicht nur Vorteile* mit sich bringt. «Der Zweisprachige oder Bilingue, dem zwei annähernd gleichzeitig erlernte Sprachen gleich geläufig sind, wird deshalb heute nicht mehr bewundert, sondern viel eher als Sprachzwitter aufrichtig bedauert, weil er keinen festen Sprachboden unter den Füßen hat und daher auch kein tragfähiges Kulturfundament besitzt», sagt *Heinz Wyß* (in der einleitenden Betrachtung zu seinem Aufsatz «Von der Zweisprachigkeit und den Sprachen in der Bundesstadt»). Deshalb wird gewarnt vor der Gefahr, daß man sich beim gleichzeitigen Gebrauch verschiedener Sprachen nicht mehr die Mühe gebe, eine jede von ihnen korrekt zu reden und zu schreiben, sondern sie miteinander vermische. *Gonzague de Reynold* kann nicht eindringlich genug sein: «A quoi cette corruption et cette confusion du langage aboutissent-elles? A un arrêt dans le développement intellectuel, puis à une diminution de l'intelligence

même... médiocrité intellectuelle... abaissement des caractères... on s'abandonne à la paresse de l'esprit et au relâchement des mœurs» (op. cit., S. 109).

Das gleichzeitige Festhalten an einer Mundart und an einer von ihr verschiedenen Schriftsprache ist auch eine Mehrsprachigkeit. Auch ist die *Einstellung zu den Mundarten* in jedem Sprachkreis eine andere.

Das *Romanische* hat hier den bewundernswerten Vorteil, dieses Problem überhaupt kaum zu kennen, ist es doch selbst Mundart. Zugleich aber können seine Vertreter argumentieren: wir besitzen eine originelle Literatur; folglich hat unsere Sprache das Recht auf Existenz und Anerkennung (*Peider Lansel*, «Musa Ladina», S. III—IV).

In den übrigen Teilen der Schweiz springt es sofort in die Augen, daß nur die Mundarten wirklich *von der einheimischen Bevölkerung* getragen sind, und nicht die hinzugelernten Schriftsprachen, es sei denn, daß diese seither zu einer allgemeinen Umgangssprache geworden ist wie im Welschland.

Wie wir sahen, liegen die deutsche und die italienische Sprache im Verhältnis zur französischen näher beim *Gemüt*. Dementsprechend halten diese beiden Sprachgebiete auch viel hartnäckiger an den noch gemütsreicheren Mundarten mit ihrem primitiven Farbenreichtum fest. Es ist eine kennzeichnende Tatsache: die mundartliche Morphologie «gestattet weit mehr Doppelformen und Schwankungen zwischen mehreren Möglichkeiten des Ausdruckes» (*Gauchat*, «Sprachen und Mundarten», S. 26), und man «staunt immer wieder über die Mannigfaltigkeit und Farbenfroheit des Ausdruckes», welche dem volkstümlichen Empfinden und seiner «schöpferischen Phantasie» entspricht (*v. Wartburg*, «Einführung», S. 127).

Der *Welsche* mag diese Mannigfaltigkeit des Schweizerdeutschen, die «intimité extraordinaire de cet idiome», noch so sehr bewundern, er bereut seine eigenen Patois nicht, sondern ist glücklich, dieser Komplikation enthoben zu sein. «Ce n'est pas que j'envie, pour nous, les ressources que peut offrir le dialecte», schreibt *Charly Clerc* («En Suisse allemande, la langue et le dialecte», S. 1276). Warum diese *Ablehnung* des Mundartlichen, dessen Wortschatz «eben in anderer Währung ausgemünzt wurde» (*Georg Thürier*, «Wesen und Würde der Mundart», S. 26), nämlich «surtout dans le domaine opposé au sublime»? Warum diese Abweisung, welche den Welschen so sehr vom Deutschschweizer unterscheidet? *Charly Clerc* sagt bei seiner Besprechung der schweizerdeutschen Literatur: «Le dialecte est toujours si concret, si près des choses de la rue, de la cuisine, et de la wohnstube, ...malgré nous, nous sommes égayés...» Trotz seiner sonst

sympathischen Beurteilung hat er den Eindruck: «Il est une sphère d'idées et de poésie tout ensemble qui ne se laisse exprimer que dans les langues proprement littéraires, et de vieille tradition d'art» (op. cit., S. 1275).

Es ist dies ein Vorbehalt gegenüber dem Schweizerdeutschen, welchen übrigens die Mehrzahl der deutschschweizerischen Schriftsteller teilt, der aber doch nicht verallgemeinert werden darf. Beim Anhören und beim Lesen des *Romanischen* käme es einem tatsächlich nie in den Sinn, seine Möglichkeiten einschränkend zu beurteilen.

Was aber die Stellung des Deutschschweizers betrifft, so ist auf der andern Seite auch dem *Hochdeutschen* entgegenzuhalten, daß «die klassische Literatur wegen ihrer hohen Haltung und besonders wegen ihrer vielfachen Anlehnung an die Antike einem großen Teil des Volkes fremd bleiben mußte und den nationalen Geist nicht völlig auszudrücken» scheint (*Ludwig Tobler*, «Ueber die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart», S. 3). Demnach ist dem Deutschschweizer sowohl sein Schweizerdeutsch als auch das Hochdeutsch unerläßlich, indem ihm «die Mundart lieber, die Hochsprache aber teurer» ist (*T. Vogel*, op. cit.).

Im Gegensatz dazu steht der Welsche ganz in der Richtung der französischen Auffassung, welche beispielsweise zum Ausdruck kommt, wenn *J. Vendryès* schreibt: «Il est évident que c'est une rare fortune pour un écrivain que de trouver une tradition à suivre, que d'utiliser une langue façonnée déjà, préparée par une longue série d'écrivains» («Le langage», S. 406). Und *de Gourmont* zieht die letzte Konsequenz, indem er sagt: «Il vaud mieux, à tout prendre, renoncer à l'expression d'une idée que de la formuler en patois» («Esthétique de la langue française», S. 120).

Gegenüber dieser Haltung des Französischen stellt *Gauchat* doch mit einigem Wohlgefallen fest: «Gegen die Tendenz, die eigene Rede zu bevormunden, erhoben sich mehrere Gelehrte, vor allem aber die Dichter» («Schweizer-Französisch», S. 6). Wir treffen hier auf die *Einstellung zum Schöpferischen*; denn «der Dichter vor allem genieße das unumschränkte Vorrecht, der Herr seiner Schöpfung zu sein» (loco cit., S. 7). In ähnlichen Gedankengängen stellt *v. Wartburg* in bezug auf die reglementierten Schriftsprachen im allgemeinen fest: «Wohl aber klagen alle großen Sprachkünstler, die viel bewußter, mächtiger und tiefer ihre Muttersprache erleben als andere Menschen, über die Sprödeheit des Kunstmaterials, das ihnen die allen gemeinsame Sprache zur Verfügung stellt, über die Abgeschliffenheit und Vergriffenheit der Wörter und Wendungen» («Einführung», S. 123). Besonders nach italienischer Auffassung erfordert der dichterische

Ausdruck unverbrauchte, neue Ausdrucksweisen. «... quell'altra voce, solamente perch'è nuova, fa effetto più che non avrebbe potuto fare la parola corrente» (*Leopardi*, «Discorso di un Italiano intorno alla Poesia romantica.» Tutte le opere, 2. Bd., S. 493).

Hier ist der springende Punkt. Hier wird es offenbar, daß die vereinfachte und vereinheitlichte, vernunftgemäß reglementierte und durch einen langen literarischen Gebrauch festgelegte Kunstsprache auch ihre Nachteile hat. So stößt man von beiden Seiten, von der Seite des Vergleichs der verschiedenen Sprachen wie von derjenigen der Einstellung zu den Mundarten, schließlich auf diesen letzten Fragepunkt: *welchen Platz darf neben der sozialen Vereinheitlichung die individuelle Gestaltung beanspruchen?* Das Gefühl von der Unzulänglichkeit des Systems einer einheitlichen Sprache ist hüben und drüben vorhanden. Man findet es auch bei den Franzosen, wo beispielsweise *Maurice Barrès* sagt: «Des mots ne peuvent pas ramener à la surface de nos êtres ces grandes chaleurs d'enthousiasme et de lumière... Je ne dispose que de mots trop clairs, trop précis» («Mystère en pleine lumière», S. 64—65).

In diesem Zusammenhang, wo nicht mehr das praktische, sondern das dichterisch-ergreifende Ziel der Sprache im Vordergrund steht, muß man sich überhaupt fragen, *worin eigentlich die Hauptaufgabe der Sprache besteht*, in der praktischen Verständlichkeit, also ihrer sozialen Sendung, oder im Ausdruck des Innersten, also dem künstlerisch-poetischen Schaffen des Einzelnen?

Manche Gelehrte — aber das liegt vielleicht an der Trockenheit ihrer Gelehrsamkeit — preisen die durch eine jahrhundertelange, methodische Arbeit durchdachte und durch den fortgesetzten Gebrauch einer Reihe von Generationen ausgereifte und verbindlich festgelegte Schriftsprache. Da kommen einige Dichter und erheben den Anspruch auf Freiheit und auf die Befugnis, frische Wörter und andere Formen anwenden zu können — aber das liegt vielleicht an der Ueberschwenglichkeit ihres undisziplinierten Künstlertemperamentes.

Ihr Bedürfnis nach unmittelbarem und unbeengtem Ausdruck der Eingebung ihres Geistes ist einerseits verwandt mit dem Kindergemüt, welches sich ausdrückt, ohne sich Gewalt anzutun. Dieses ihr Bedürfnis ist aber andererseits auch der Ausdruck des Genius, der im Gegensatz steht zu den mittelmäßigeren Bedürfnissen der Masse. Ist also die Ablehnung der Schablone, welche von den Dichtern, bei welchen sie zum Durchbruch kommt, eine ganz gewaltige sprachschöpferische Arbeit erfordert, wirklich rückständig, kindhaft, primitiv, oder wäre im Gegenteil der Rest der Völker, der sich mit dem Herdengeist begnügt, derart «abrutis par les écoles primaires» (*de Gourmont*, op. cit., S. 132), daß er sich mit dem «cerveau anonyme»

und dem «parfait servilisme intellectuel» (loco cit., S. 305) zufrieden gibt?

Es ist klar, daß hier in jeder Ansicht ein Stück Wahrheit steckt, und die richtige Lösung diejenige eines Gleichgewichtes ist; dieses aber befindet sich nicht für jedes Volk an der gleichen Stelle. Und doch war schon oben neben der Beurteilung der einzelnen Sprachen auch vom Gesamtgeschehen der Sprachentwicklung die Rede. Dieses muß notwendigerweise dem *Charakter unseres Zeitalters entsprechen*. Wenn die indogermanischen Sprachen, wie wir sahen, sich zusehends vereinfachen, so ist das der Ausdruck der Entwicklung unserer nach praktischen Lösungen suchenden Zivilisation. Die entscheidende Wendung hat sich in dieser Hinsicht nach *Theophil Spoerri* bei Descartes vollzogen, «als er die Welt in eine Maschine verwandelte» («Die Formwerdung des Menschen», S. 200) und das Schöpferische im Menschen dadurch ins Hintertreffen geriet. Ob der heutige technische Fortschritt mit seiner ständigen Gefahr vom «Abfall aus der Ursprünglichkeit in die Alltäglichkeit» und seiner «fürchterlichen Verarmung des Formsinns» (loco cit., S. 200 und 201) einen kulturellen Fortschritt bedeutet, ist kaum erwiesen; denn angesichts der Ergebnisse, welche uns die gegenwärtige Zivilisation vor Augen stellt, wollen wir uns doch nicht herausnehmen, den vom modernen Abendland eingeschlagenen Weg als selbstverständlich den besten hinzustellen. Auf geistigem, ethischem und ästhetischem Gebiet, welches unser Zeitalter zugunsten des praktischen so vernachlässigt, muß man doch annehmen, daß die Intuition dem Intellekt, das Fühlen dem Ueberlegen und der Glaube dem Wissen ebenbürtig zur Seite stehen; oder wäre der Niedergang Europas im Gegenteil auf die Uebertretung der Gebote der Vernunft zurückzuführen? Auf unserem Gebiet muß man sich fragen: wo liegt bei den Eigenschaften der Sprachen jenes Gleichgewicht, welches einer besseren Menschheit zuträglich wäre?

Man sieht jetzt, auf was der Vergleich der Sprachen schließlich hinausläuft: auf die Frage, welches Temperament, das man durch die Bevorzugung der entsprechenden Tendenz in der Sprachentwicklung vielleicht begünstigen könnte, der Sendung der Menschheit am besten diene.

Hier brechen wir ab, um nicht über den Rahmen dieser Darstellung hinauszugreifen. Und wenn wir von den Problemen der Menschheit wieder zur kleinen Schweiz zurückkehren, so sehen wir, daß friedliche Harmonie nicht Nivellierung und Kompromiß bedeutet, sondern wie der Musiker über *verschiedene Tonarten* verfügt, zwischen welchen er jedesmal wählt, wenn er das, was ihn bewegt, auszudrücken sucht, so kommt es auch dem Schweizer manchmal vor, es lasse sich je nach dem

zu behandelnden Gegenstand dieses besser auf Deutsch, jenes eher auf Französisch und wieder anderes treffender auf Italienisch sagen. Und wenn uns der Reichsdeutsche, der Pariser, der Toscaner oder Römer bisweilen vorwirft, daß wir seine Sprache nicht mit der richtigen Vollendung zu meistern verstehen — man kennt ja die Vorwürfe, welche sich Jeremias Gotthelf, C. F. Ramuz und auch Gottfried Keller gefallen lassen mußten — so antwortet *Gottfried Bohnenblust* gelassen: «Auch wir lieben unsre Sprache», vervollständigt seinen Gedanken aber alsbald, indem er hinzufügt: «unsre Sprachen» («Vom Adel des Geistes», S. 373). Tatsächlich ist eine jede von ihnen gerade dank ihrer Eigenart derselben Achtung wert, und «wir wollen nicht vergessen, daß schweizerische Kultur kein Pantschwein aus vier Rebbergen ist, sondern eher dem Zusammenklang von vier verschieden geformten Instrumenten vergleichbar ist» (*H. Wyß*, op. cit., S. 151).

In der Freude an diesem Sprachenreichtum möge man sich zu einer letzten Gegenüberstellung unserer vier — nein fünf Landessprachen abschließend folgende Worte zu Herzen führen:

«La syntaxe française est incorruptible... Ce qui n'est pas clair n'est pas français» (*Rivarol*, op. cit., S. 90).

«Dort aber ist alle Gefügigkeit reiner, deutscher Sprache, herzliche Empfindung, überraschende Feinheit der Wendungen und Belebtheit des Gedankens» (*Jacob Grimm*, «Deutsche Grammatik», Erster Teil, Vorrede, S. IX).

Und am Südhang der Alpen: «... parliamo quella favella a cui cedono tutte le vive, e che forse non cederebbe alle morte» (*Leopardi*, «Poesia romantica», loco cit., 2. Bd., S. 547).

Solche Gedankengänge läßt der Deutschschweizer ruhig beiseite, wenn sein Herz Lust hat auszurufen: «Eis bödele wemmer, eis d'Juzer la gah» (*Meinrad Lienert*, «'s Schwäbelpfyffli», 3. Bd., S. 174).

Und wer das Romanische kennt, kann dem Dichter nur beipflichten, welcher sagt (*Conradin de Flugi*, «Rimas», S. 18): «El ais pled chi uondra la buocha.»